

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 7 (1890)

Artikel: Aus einer Reisebeschreibung vom Jahre 1729

Autor: J.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747449>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ist ein Bauernhaus, wie man etwas häufig in der Gegend trifft, kein äuferes noch inneres Merkmal deutet darauf, daß es einst im Besitze einer adeligen Familie war.

Von diesem Bärenfelsser Hof ist auf Seite 216 die Rede, wonach es bezeichnet ist, daß es auf die Almend des Dorfes stoße, also auf die Straße, anderseits auf das Besitzthum des Herrn von Barbier und wovon der Baron von Bärenfels jährlich sechs Sester Haber giebt.

Beide Gebäude sind bewohnt, gehören aber nicht mehr zum Schloße, dessen Eigenthum sie Jahrhunderte hindurch waren.



Aus einer Reisebeschreibung vom Jahre 1729.

Sein Urtheil über Land und Leute von Anno Dazumal hat für uns immer ein doppeltes Interesse. Vorerst ist es die subjektive Auffassung des Beurtheilers, worin sich immer mehr oder weniger der herrschende Zeitgeist abspiegelt. Sodann bietet es dem rastlos vorwärts strebenden Menschengeschlechte einen eigenartigen Genuss, gemischt aus Freude über den Fortschritt und Wehmuth über vergangene Einfachheit, wenn es einen Vergleich zwischen Einst und Jetzt anstellen kann.

Im Jahre 1740 erschien in Hannover ein Buch unter dem langathmigen Titel: „Joh. Georg Keißlers, Mitglieds der Königl. Groß-Brittann. Sozietät, Neueste Reise durch Teutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, worin der Zustand und das merkwürdigste dieser Länder beschrieben und vermittelst der Natürlichen, Gelehrten und Politischen Geschichte, der Mechanik, Mahler-, Bau- und Bildhauer-Kunst, Münzen und Alterthümer erläutert wird.“

Das Werk, welches zwei starke Bände bildet, ist in Briefen geschrieben, datirt aus den Jahren 1729—31. Ob dieselben an eine wirkliche oder fingirte Persönlichkeit gerichtet sind, erhellt daraus nicht. Das Hauptinteresse für uns bietet, was der gelehrte Verfasser über unser Vaterland schreibt, welches er im Sommer 1729 bereiste.

Im Monat Mai kommt er nach Schaffhausen, einer artigen und sehr wohl gelegenen Stadt, welcher es weder an breiten Straßen, noch schönen Häusern mangelt." Gleich im Anfang findet er Anlaß, seine Leser zu belehren, daß unser wildes Land besser als sein Ruf sei, denn er sagt: „Ueberhaupt muß ich Ihnen beim Eintritt in die Schweiz gestehen, daß man sich von derselben einen falschen Begriff macht, wenn man sich in diesen Gegenden fast nichts als unfruchtbare Klippen, rauhe Gebirge, beständigen Schnee und finstere Thäler vorstellt, worin die armseligen Einwohner kaum dasjenige, was zum Unterhalt ihres kümmerlichen Lebens unentbehrlich ist, hervorbringen und genießen können. Die Schweizer finden in ihrem Lande nicht nur gute Weine, Fische, Holz, Flachs, Pferde, Schafe, Wolle, Wildpret, Rindvieh und alles, was zum Leben nöthig ist, sondern sie haben auch an verschiedenen Dingen einen solchen Ueberfluß, daß sie davon einen guten Theil den Nachbarn und Ausländern überlassen können. Der Flachs und die Leinwand ziehet vieles Geld in's Land, und haben insonderheit Bern und St. Gallen großen Vortheil davon. Die Schweizerkäse sind durch ganz Europa berühmt, und wird die Butter weit und breit verführt." Es wird dann noch vom großen Viehreichtum der Schweiz Erwähnung gethan; aber sogleich kommt der Verfasser auf die Schattenseite dieses Wohlstandes zu sprechen. „Die Wohllust, Pracht, Liebe zu aller Bequemlichkeit, nebst der Begierde, andern nachzuahmen und mit fremden Federn sich zu schmücken, hat auch hier den Handel vermehrt, jedoch nur mit solchen Waaren, welche das Geld aus dem Lande ziehen und wenig Vortheil bringen. Ich rede von den Kostbarkeiten der beiden Indien, von Porzellan, Juwelen, häufigem Gebrauch der Spezereien, von silbernen und goldenen Stoffen, seidenen Zeugen, Tressen, feinen Tüchern, Spitzen, silbernen Geschirren und vielen andern Dingen, durch welche das baare Geld in andere Länder geschleppt wird. Man hat zwar, um der fernern Einreisung dieses Uebels zu steuern, an guten Polizei-Ordnungen nicht ermangeln lassen und sich bemühet, den allzuvielen Gebrauch der ausländischen Waaren einzuschränken; allein es geschieht auch hier wie in andern Orten, daß gute Gesetze vielfältig gemacht und selten oder schlecht beobachtet werden. Ist es in der Stadt Genf auch den reichsten Einwohnern untersagt, sich eines silbernen Service zu bedienen, so findet man diesen kostbaren Hausrath desto häufiger auf den herumliegenden Landgütern solcher Leute, die in Ansehung ihres Vermögens gar vielen andern den Vor-

zug lassen müssen. Hat etwa an einigen Orten der Schweiz das Frauenzimmer nicht die unumschränkte Gewalt, in kostbaren Kleidern und neuen Trachten sich hervorzuthun, so reisen sie mit desto größerer Begierde des Sommers in das Zeller Bad oder nach Teinach, Selze, Embs und zu andern in Deutschland gelegenen Gesundbrunnen, um daselbst dem Zwang der Landsgesetze in aller Freiheit zu entgehen, und dingen sich ihrer Viele solche jährliche Erlaubniß in ihren Ehepakt aus."

Die Einwohnerzahl von Schaffhausen wird auf 2000 angegeben. In der ganzen Schweiz herrscht, bei Bürger und Bauer, die Sitte, mit dem Schwert, als Zeichen der Zierde und Freiheit, in die Kirche zu gehen und damit vor der Obrigkeit zu erscheinen. Im Schaffhauser Münster entdeckt unser Reisender auch die uns aus Schiller's Glocke bekannte Inschrift: *Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.* Er macht einen Abstecher nach der Festung Hohentwiel, bedauert, daß dieselbe nicht in einer andern Gegend liege, „wo selbst sie dem schwäbischen Kreise mehr Vortheil schaffen könnte, als in diesem Striche Landes, wo von der Nachbarschaft der Schweizer nichts Feindseliges zu vermuthen ist“. Für landschaftliche Schönheit scheint er empfänglich zu sein, wenn er sagt: „Hohentwiel liegt in einer schönen und fruchtbaren Gegend, ringsherum mit Flecken und alten verfallenen Schlößern auf hohen Bergen umgeben. Die Aussicht ist von allen Seiten vortrefflich, sonderlich, da der Bodensee nur zwei Meilen davon entfernt ist. Wenn die Luft nicht heiter und klar ist, sieht man von Hohentwiel die angrenzenden Gegenden mit Nebel und Wolken bedeckt, gleich einer See, aus welcher nach und nach, wenn sich das Wetter aufkläret, die höchsten Berge und Schlösser mit ihren Felsen als Inseln hervorragen.“ Naturwissenschaftliche Kenntnisse müssen damals noch nicht Gemeingut gewesen sein, denn während der Fahrt von Konstanz nach Lindau, wo unser Reisender todte Maikäfer im See sieht, findet er Anlaß, über Lebensweise und Schaden dieser sonderbaren Thiere zu sprechen.

Auch dem Kloster Reichenau stattet er einen Besuch ab, wo ihm die Mönche einen von den Wasserkrügen zeigen, so auf der Hochzeit zu Kanaan gebraucht worden sind. Allein er gehört zur Klasse der Ungläubigen, vergleicht sie mit den Krügen, die man an andern Orten als von Kanaan stammend zeigt und findet, daß sie sich in Größe, Farbe und Gestalt gar nicht gleichen. Ueberhaupt ist er als Profe-

stant gegen Reliquien misstrauisch, besonders in Rom, wohin ihn später die Reise führt. In Konstanz behauptet ihm sein Führer, ein ehrbarer Bürger aus der Stadt, „der Ort, wo Fuß verbrannt worden, sei so verflucht, daß daselbst niemals Gras wachse,” obßchon derselbe zu dieser Jahreszeit (Juni) schön grün war. Die Stadt zählt 550 Bürger, Lindau 600—700.

Nachdem Keizler Württemberg und Bayern bereist hat, kommt er nach Basel. Hören wir ihn selber. „Die von den Franzosen im vorigen Jahrhundert angelegte neue Festung Hüningen ist so nahe an Basel, daß sie einander mit Kanonenenschüssen abreichen können. Es haben auch einsmals gleich nach Vollendung des Werkes die Franzosen die Probe davon gemacht und in das Basler Thor geschossen, welchen man wieder aus der Stadt dergestalt geantwortet, daß ein kleines Thürmchen von Hüningen herunter geworfen wurde, und fanden die Franzosen für rathsam, die von ihnen zuerst geschehenen Schüsse damit zu entschuldigen, daß solches nicht mit Fleiß und um der Stadt Schaden zu thun, geschehen sei, welches Vorwandes man sich auch Baselischer Seits bediente.“

„Basel ist zwar kleiner als Straßburg, allein doch größer als Frankfurt und die größte von allen schweizerischen Städten, als in welcher man 220 Straßen, 6 Märkte und 99 Springbrunnen zählt. Ihre Lage ist uneben, die Straßen meist krumm und das Pflaster sehr unbequem wegen der spitzen Steine, welche dazu dienen sollen, daß die Pferde desto eher füßen und besser anhalten können. Die hiesigen Uhren gehen eine Stunde früher als an andern Orten, welches etliche von einer entdeckten Verrätherei, deren Anstalt man dadurch in Unordnung gebracht und zunichte gemacht hat, herleiten, andere von den Zeiten des Konziliums, weil man durch dieses Mittel die heiligen Väter entweder des Morgens desto früher aus den Betten, oder des Mittags, da sie um zwei Uhr sich versammeln sollten, desto eher von der Tafel zu bringen hoffte.“

„Der Handel ist hier noch in gutem Stande und wird sonderlich viel seidenes Band verfertigt, wie denn sechs bis acht Häuser sind, deren jedes auf einer Frankfurter Messe für 30 bis 40,000 fl. Seidenband absetzt. Die Polizei ist wohl eingerichtet. Niemand aus der Stadt darf Spitzen oder Silber und Gold auf seinen Kleidern tragen bei drei Gulden Strafe. Allen Mägden ist das seidene Zeug unter

jaget. Zu Hochzeitsmahlen dürfen die nächsten Verwandten geladen werden, welche bei einer großen Familie höchstens fünfzehn bis zwanzig Personen ausmachen. — Die Rheinbrücke ist 250 Schritte lang und hat eine gute Aussicht. An dem Thurm, so auf der Seite gegen der Schweiz stehet, ist ein gekrönter schwarzer Kopf, der alle Minuten seine rothe lange Zunge heraus und hinein beweget. Ich lasse dieses Wahrzeichen der Stadt noch eher zu, als das garstige Gemälde in dem mitten auf der Brücke stehenden Häuschen, vor welches die öffentlichen liederlichen Weibspersonen, die man aus der Stadt jagt, geführt und also beschimpft werden."

Der Reisende kommt dann auf den Petersplatz, den besten Spaziergang in der Stadt, zu sprechen; er erwähnt die große Steineiche, die sich da befindet, ferner die ehemals beim Münster gestandenen großen Linden, deren Diameter wenigstens sechs Fuß und deren ausgebreitete Neste einen Umfang von 112 Schritt hatten. Dem Münster widmet er nur wenige Worte. „Es ist ein altes Gebäude mit zwei gleichen Thürmen. Man sieht darin das Grab der Kaiserin Anna, einer Gemahlin Rudolfs von Habsburg, seines Sohnes Karl und Erasmus von Rotterdam, welch letzterm zu Ehren eine weitläufige, wiwohl nicht zum besten gerathene Inschrift auf einer röthlichen mit weißen Aldern gemischten Marmortafel aufgerichtet ist.“ Etwas ausführlicher sind sodann der Todtentanz und die Gemälde auf dem Rathhaus behandelt. Der „medizinische Garten“ sei nicht sonderlich, jedoch bemerke man darin einen Kirschbaum, der drei Mal des Jahres ebendieselbe Art von Kirschen hervorbringe. Vorbend wird die Stadtbibliothek mit ihren Originalgemälden von Holbein, den Handschriften und alten Münzen erwähnt.

Die Reise geht nun gen Solothurn. Das Städtchen „Liechstall“ liegt in einem angenehmen Thal, das mit Weinstöcken und Obstbäumen besetzt ist. Der Weg über den Hauenstein ist lang und sehr beschwerlich. D. Scheuchzer's Karte von der Schweiz, die beste von diesem Lande, ist in dieser Gegend nicht allzu richtig. Man beachte noch folgende geographische Weisheit. „Für die erhabensten Berge in der Schweiz werden gehalten der Schreckhorn, der Grimsel und der Wetterhorn im Kanton Bern; St. Gotthard in Uri; Gemmi beim Leukbade und St. Bernhard auf der Walliser Grenze. Am Berge Grindelwald ist der Gletscher oder das Eisgebirge auch deswegen

berühmt, weil sein Eis niemals schmilzt, sondern jährlich sowol in der Höhe als Weite zunimmt und um sich greift".

Aus der „Höhe des Landes und der subtilen Luft der Schweiz“ erklärt sich der Verfasser das Schweizerheimweh, dessen Symptome er anführt: Mattigkeit, Bangigkeit des Herzens, schlaflose Nächte, Ekel vor Speisen, auszehrende und hitzige Fieber.

Die Stadt Solothurn wird kurz abgethan. Doch werden die neuen und kostbaren Befestigungswerke von großen Quadersteinen hervorgehoben. Dieselben geben der Stadt eine schöne Zierde, doch sind die Gräben zu schmal.

Auf einer Anhöhe bei Fraubrunnen steht beim Denkmal an die Guglerschlacht eine Schildwache. Die Inschrift auf der Tafel lautet:

„Tausend dreihundert zehlt siebenzig und fünff Jahr,
Uf S. Johannis Tag der um die Weinacht war,
Zu Fraubrunnen war durch die von Bern vertrieben
Das Englisch Heer davon achthundert todt geblieben
Die man in diesem Land die Gugler hat genannt,
Auch darin noch vielmehr geschlagen und zertrennt.
Der Herr so diesen Sieg aus Gnaden hat bescheeret,
Sei darum ewiglich hoch preisen und geehret.

Erneuret 1648.“

Die Walnußbäume müssen damals in jener Gegend noch sehr zahlreich gewesen sein. Die Oelbereitung aus ihren Kernen wird beschrieben: „Das Oel, so aus frischen Nüssen bereitet wird,“ heißt es dann weiter, „ist sehr angenehm zu trinken und dabei so stark, daß man leicht einen Rausch davon bekommen kann.“ Schön klingt das Lob auf die Berner Bauern: „Im Bernischen Gebiete stehen die Bauern am besten und soll in den meisten Dörfern wenigstens einer sein, der 20 bis 30,000 Fl. ja wohl bis 60,000 Fl. in Vermögen hat. Der Schultheis von Huttwyl wird 400,000 Fl. reich geschätzt. In der ganzen Schweiz auf diesem Wege habe ich gute Wirthshäuser angetroffen. Forellen, Karpfen, Kindfleisch, Kalbfleisch, Hühner, Tauben, Butter, Käse, Apfel, Pfirsichen und guter Wein waren fast überall zu finden und zwar noch um billigen Preis.“

In Bern kommen zuerst die aristokratische Regierungsform, die alten adeligen Geschlechter, der Schultheiß von Erlach, die Landvogteien und die Wahl der Landvögte zur Sprache. Die Sitten haben sich seit fünfzig Jahren vielfach verändert, Pracht und Neppigkeit

nehmen überhand, die Geistlichkeit eifere gegen die Laster. „In der Stadt Bern wird die französische Sprache viel geredet, sie haben aber sowohl hier als zu Basel die Art, daß sie die Töne fast mehr im Halse als Munde formiren, welches ihre Aussprache unangenehm macht.“ Dem Münster widmet unser Reisender die gebührende Aufmerksamkeit. Die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen beim Portal drücken Freude und Verzweiflung aus, das jüngste Gericht darüber zeigt der Papst in der Hölle. Von der Münsterterrasse aus, welche man zur Befestigung der Fundamente des Thurmes und der Kirche anlegte, hat man „eine lustige Aussicht über den kostbaren und zum Vortheil den Stadtmühlen mit Kunst verfertigten Wasserfall der Aare.“ Einer genauen Inspektion wird das Zeughaus unterzogen; dasselbe soll 100,000 Gewehre enthalten; Trophäen aus den Burgunder und Vilmerger Kriegen, eine hölzerne Statue Wilhelm Tell's, der Blutrichterstab werden beschrieben. Natürlich bekommt der Autor einen gewaltigen Respekt von der Macht der alten Berner, und er fügt noch bei: „Auch alle Unterthanen sind mit den nöthigen Waffen versehen und wird kein junger Bursch ehelich getraut, er besitze denn vorher eigentlich einen Degen und Büchse, wovon er ein gehöriges Zeugniß an den Geistlichen, der das Ehepaar in der Kirche einsegnen soll, bringen muß. In jeder Landvogtei wird auf dem höchsten Berge beständige Wache von einem Corporal und sechs Gemeinen gehalten und zwar bei zwei großen Haufen, deren der eine aus trockenem Holze und der andere aus Stroh besteht. Bei dem geringsten feindlichen Lärm wird damit ein Zeichen gegeben, der Rauch des Strohes dient hiezu des Tages und die helle Flamme vom Holze des Nachts. Der Kanton Bern hatte im Vilmergerkrieg allein 40,000 Mann auf den Beinen.“

Von Bern geht die Reise nach Freiburg, wo es nicht viel zu bemerkern gibt. Das Schlachtfeld von Murten wird besucht und die Inschrift von der Kapelle citirt.

„Diß Gebein ist der Burgundschen Schaar
Im vierzehuhundert siebenzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch eine Eidgenoßschafft
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft;
Auf der zehntausend Ritter Tag
Geschah die große Niederlag.“

Dann fährt unser Gewährsmann fort: „In dieser Gegend bis Lausanne findet man öfters auf den öffentlichen Galgen Wetterfahnen und an selbigen die Wappen des Kantons, der die hohen Gerichte an solchem Orte hat.“

Das Waadtland schildert er als eine Freistätte. „Obrigkeitsliche Personen von Genf und Bern, vernünftige und wohlgezogene Gelehrte in allerlei Wissenschaften, in der Fremde versuchte Kavaliers, erfahrene Kaufleute und andere Personen von verschiedenem Range, die zu dieser Gegend als zu einer Freistätte von geistlicher und weltlicher Sklaverei ihre Zuflucht genommen haben, geben täglich die beste Gelegenheit, in angenehmen Gesellschaften die Zeit aufs nützlichste zu zubringen.“ Dann wird dem Wein dieser Gegend Lob gespendet. Der Lavaux hat eine angenehme Süße und viel Stärke, aber lässt sich nicht so wohl verführen, wie der zwischen Lausanne und Genf wachsende Lacôte, welcher nicht so stark und daher für gesünder gehalten wird; der beste wächst zwischen Aubonne und Nyon. Interessant ist noch folgende Darstellung vom Ursprung des Weinbaues in der Waadt: „Ehemals hatte der Wein, so auf der savoyischen Seite des Genfersees wuchs, einen großen Abgang, dergestalt, daß auch die Genfer und benachbarte Schweizer von den Savoyarden ihre Weine kauften. Allein ein allzubegieriger Kameralist schlug dem Herzoge vor, durch eine Auflage auf diese Weine, deren die Schweizer nicht entbehren konnten, des Herzogs Einkünfte um ein Großes zu vermehren. Die Weine stiegen dadurch im Preise, die Schweizer thaten Gegenvorstellungen, aber umsonst; weil nichts helfen wollte, kamen etliche auf den Gedanken, obgleich ihre Vorfahren auf den Weinwachs nicht gedacht hätten, so sei es doch nicht unmöglich, daß ihr Land, sonderlich die Gegend zwischen Genf und Lausanne, ebenso gute Weine hervorbrächte, als Savoyen. Man unternahm die Sache, der Erfolg ging noch weiter als die anfänglich geschöpfte Hoffnung; die savoyischen Weine blieben liegen, und anstatt des ungewissen Vortheils, welchen die herzogliche Kammer gesucht hatte, verlor sie die sichern Einkünfte, zu welchen sie hernach nie wieder hat gelangen können.“

Die Freude am Rudersport muß damals bei uns noch wenig bekannt gewesen sein; denn nach einer kurzen Beschreibung des Genfersee's heißt es: „Ich habe mich verwundert, daß man gar keine artige Gondeln oder schöne Fahrzeuge hier findet, mit welchen man sich auf

dem Wasser belustigen könnte, und mag die wohlgerichtete Polizei oder Vorsorge, alle unnütze Ausgaben zu beschneiden; vielleicht die Ursache davon sein."

Auch mit andern Verkehrsmitteln muß es in Genf noch spärlich ausgesehen haben, wenn gesagt wird: „In der untern Stadt haben etliche Straßen eine Art von gewölbten Gängen oder Arkaden, wodurch man vom Regen geschichert ist. Dergleichen Anstalten sind sehr nöthig in einer Stadt wie hier, wo man keine Kutschchen findet.“ Die Uhrmacherei in Genf beschäftigt schon über 300 Arbeiter. Die Erzeugnisse werden als schön, den englischen ebenbürtig gepriesen; eine silberne Uhr kann man für 30 rheinische Gulden, eine goldene mit etwas eingegrabener Arbeit für 50 Reichsthaler haben. Wie schade für unsere heutigen Uhrmacher, daß diese Preise nicht mehr bestehen! Die Geistlichkeit Genfs wird wegen ihres „friedfertigen Gemüthes“ gerühmt; ferner wird lobend erwähnt, daß die Republik schon seit 1652 keine Hexenprozesse mehr gehabt habe. Endlich wurden die guten Sitten Genfs gepriesen, jungen Leuten wird der Aufenthalt in dieser Stadt empfohlen. „Aus dem Umgang mit vielen hiesigen vornehmen und geschickten Leuten, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, kann man Gutes und Nützliches lernen. Verschiedene derselben halten wöchentlich etliche Male Zusammenkünfte, worin von Wissenschaften gesprochen wird, und hält es nicht schwer, in solche Gesellschaften zu kommen. Alle Gelegenheiten zu einer niedersichen Lebensart sind, so viel möglich, durch die Polizeigesetze eingeschränkt, also daß auch nicht einmal Schauspiele verstattet werden.“ In den moralischen Ton verfällt unser Cicerone oft und gern, besonders wenn er Italien bereist, wo z. B. die Marmorstatuen in den Kirchen zu Rom seine sittliche Entrüstung hervorrufen. Wir dürfen ihn aber nicht bis dorthin begleiten.

Jos. Fr. in P.

